

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 41.

Posen, den 19. Februar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Kellthstr. 5.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

28. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Viane erwiderte nichts. Doch in ihrem Blick lag ein glühendes Versprechen. Sie sagte, indem sie sich ebenso beherrschte wie er: „Herr Bransen, ich wünsche Ihnen alles Gute!“ Sie reichte ihm ihre Hand hin, und als sie sah, daß Bransen sich stumm verneigte, streifte sie den Handschuh ab und schenkte ihm die entblößte Hand zum Kuß.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er mit aufrichtigen Blicken.

„Und ich danke Ihnen.“

Er sah sie fragend an.

„Ich habe Ihre Blumen erhalten,“ lächelte Viane und war stolz, glücklich und von Freude erfüllt wie nie zuvor. Sie ging mit strahlenden Augen und fuhr in die Oper.

Eines Tages stürzte Rudi mit einem großen Rosenstrauß ins Zimmer. Gleich hinter ihm sprang „Wolf“, alias „Hippokrates“, herein und kläffte die Rosen an, die Bransen in der Hand hielt und erstaunt betrachtete. Es war, solange er lebte, noch nicht vorgekommen, daß ihm jemand Blumen schickte. Keine Karte, anonym.

Rudi erzählte, eine Dame habe ihm die Rosen gegeben und ihm gesagt, er möchte den Strauß Herrn Herolder überbringen. Rudi hatte fünfzig Pfennig für seinen Gang erhalten und strahlte. Und Bransen nickte, ernst, durchglüht, und dachte: „Warum ist Viane nicht selbst gekommen?“

Aber nach einer Woche kam sie selbst. Es war gerade an jenem Tag, an dem seine Erwiderung auf den öffentlichen Brief Hirnbringers und Schwamms durch die Presse lief: er führte aus, daß das jetzige Serum ein Kinderspiel gegen das Kommende sei. Er hoffe längstens in einem Jahr . . . Unterzeichnet: Herolder. Blom. Tribourdeaur.

Viane trat ein und warf einen raschen Blick durch das Laboratorium. „Sind Sie allein?“

„Ja, Frau von Janotta, ganz allein.“

Mit vollendetem Freimut reichte sie ihm die Hand, ein nachdenkliches Lächeln auf den schöngeschwungenen Lippen. Sie trug einen seidenen Mantel von der Farbe flüssigen Stahls, einen kleinen, runden Hut, der eine Nuance dunkler war, und schwarze, lange Handschuhe. Ein Blaufuchs schmiegte sich um ihren Hals. Durch das matte, verwischte Blaugrau der Kleidung erschienen ihre Augen viel heller, als sie wirklich waren.

Sie ließ den Blick durch den Raum gehen, der so kahl und erschreckend groß und durchsetzt von scharfen Gerüchen war. „Wie hübsch Sie Ordnung halten,“ sagte sie, und in der Tat herrschte hier eine außerordentliche Sauberkeit. Dann sah sie Bransen in die Augen. Sie fragte: „Nun wollen Sie mich ganz gewiß fragen, warum ich komme?“

„Ich frage nicht, ich danke nur.“

„Ich hätte Ihnen auch keine Antwort geben können,“

gestand sie ehrlich. „Ich hatte nichts zu tun, und da dachte ich, ich will doch sehen, was Sie treiben.“

Bransen sah sie mit einem warmen, dankbaren Blick an. Viane hatte ihm mit dieser Eröffnung Feuer ins Herz geworfen. Sie knöpfte ihre Handschuhe auf, und diese Tätigkeit schien ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Ihm aber war ganz, als wenn Vester zu ihm gekommen wäre. Es war wie in der alten Zeit, ganz so.

Viane hatte auf dem Weg mit sich gekämpft, aber nun hatte sie ihr ganzes Selbstbewußtsein zurückgewonnen. Sie war diesen Weg gegangen und damit basta! Sie wußte, was sie getan hatte, und war entschlossen, alle Konsequenzen auf sich zu nehmen. Nun gut, mochte kommen wer wollte und ihr sagen: „Du bist nicht besser als dieser da!“ Sie wollte gar nicht besser sein; denn „dieser da“ war ein Mann, der in die Sterne griff und mit ihnen spielte. „Dieser da“ war ein Mann — oh, sie hatte in der letzten Woche alle Zeitungen gelesen — von dem die berühmtesten Leute mit einer tiefen Verehrung sprachen. Und wenn diese berühmten Leute von ihm sprachen, so schwelgten sie in Superlativen und konnten ihn nicht genug beglückwünschen. Das war Bransen, der ihre Schwester erschossen hatte, der es fast lächelnd angesehen hatte, wie sie selbst verhaftet wurde. Doch sie sagte sich: „Er ist gar nicht Bransen. Es ist ein Mann namens Herolder, und außerdem ich komme auf fünf Minuten und gehe wieder. Mehr nicht!“

Bransen braute Tee, als bereite er eine besonders schwierige Lösung. Viane kam ihm zu Hilfe, lächelnd hantierte sie am Herd und deckte den kleinen Tisch im Laboratorium.

Sie saßen dicht an der Glaswand, und ein ununterbrochenes Rollen der Untergrundbahn und ein stetes Klirren der Automobile drang bis herauf. Es dämmerte, und in der Dämmerung hingen einzelne kalt blitzende Lichter. Ein ganz feiner, leiser Regen klopfte an die Scheiben, der langsam stärker wurde und schließlich mit einer solchen Heftigkeit auf das Glasdach prasselte, daß durch die Fenster kein Licht mehr zu sehen war und daß sie lauter sprechen mußten, um sich zu verstehen.

Bransen schlug einen herzlichen und freudigen Ton an, als sei die Frau neben ihm nur eine Vision Vesters. „Viane,“ sagte er mit einem leuchtenden Blick und streckte ihr die Hand hin, „Sie können nicht wissen, wie sehr ich mich freue, daß Sie gekommen sind.“ Er hatte die Hand ausgestreckt, aber Viane nahm sie nicht.

Sie blickte ihn auch nicht an und fühlte plötzlich wieder Scheu. Bransen durfte nicht glauben, daß ihr Besuch einen anderen Zweck hatte als den des . . . „Sie wollten von Ihrer Arbeit sprechen,“ sagte sie, um über diesen Augenblick hinwegzukommen.

Bransen lächelte verwirrt und erwiderte langsam: „Wird es Sie wirklich interessieren, Frau von Janotta?“

„Ich würde Sie sonst nicht bitten.“

Bransen lehnte sich zurück und fragte sich, warum er das Verlangen habe, Viane sein Geheimnis anzuvertrauen, wie er es Vester anvertraut hatte. War sie denn wirklich Vester? Sie bemühte sich, es nicht zu sein. Sie ahnte vielleicht gar nicht, warum er sie nach ihrem Tanzabend angerufen hatte. Er brauchte keinen Waffenstill-

stand. Er brauchte kein Jahr Frist. Das waren nur Vorwände gewesen. Aber sie schien es nicht zu wissen.

Liane sah ihn erwartungsvoll an, während der Regen rauschte.

Da setzte er ihr sein Geheimnis auseinander, das außer Blom und Tribourdeaur niemand kannte. Gutmütig lächelnd sprach er eine Stunde lang, ganz so, als wenn er nur ein neues Inpferum gefunden habe. Liane staunte und verstand nicht. Ihr Kopf wurde ganz heiß. Ihre Brust hob und senkte sich, als wenn sie schnell gelaufen wäre. Und all das Furchtbare, das sie erlebt hatte, wurde plötzlich klein und unbedeutend.

Als er geendet hatte, sagte sie mit einem Blick voll grenzenloser Bewunderung: „Ich glaube, daß Ihr Plan der gewaltigste ist, den je ein Mensch erdacht hat.“

Bransen erwiderte gutmütig und bescheiden: „Das kann man heute noch nicht sagen. Aber vielleicht kommt doch mein Tag.“

Liane konnte kein vernünftiges Wort mehr sprechen. Der Raum wurde endlos, und die graubeschlagenen Glaswände rückten immer weiter fort. Wären nicht die Zeitungen voll von „Herolders Serum“ gewesen, sie hätte ihn für einen Phantasten gehalten. Bransen sah aber nicht aus wie ein Phantast. Er war wohl ein Grübler und ein Sonderling aber er hatte einen starken, sicheren Blick.

Als Liane sich verabschiedete, versprach sie, dann und wann nach dem Rechten zu sehen. Sie wollte sich bemühen, ihm bei seiner großen Arbeit zu helfen, wenn sie es vermöchte. Und als sie ging, da war für Bransen Dester gegangen.

In Liane ging eine starke, nach außen hin nicht hervortretende Veränderung vor. Sie begann ein Doppelleben zu führen, ohne sich dessen bewußt zu werden. Sie blieb ihrem Mann eine treue Gattin, gleichzeitig waren ihre Gedanken anderwärts. Janotta saß den ganzen Tag in Geschäften und kam spät abends nach Hause. Er ahnte nicht, daß Liane gerade vor ihm gekommen war. Er ahnte nicht, was in ihr vorang. Sie war ganz besessen von der Idee, Bransen ein Stück des Weges, der ihn zur Unsterblichkeit führen mußte, wie sie glaubte, zu begleiten. Das Leben war ihr einfach inhaltlos, wenn sie nicht täglich hörte, wie es um seine Arbeit stand. Sie nahm an allem teil. Sie lebte wahrhaft in Bransen.

Sie kam und brachte Blumen mit, mit denen sie das unfreundliche Laboratorium schmückte. Sie erteilte Bransen Ermahnungen, mehr zu schlafen, seine Hautfarbe sei ungesund. Sie stellte einen großen Lannenduftzerstäuber auf seinen Arbeitstisch, der den Geruch der Säuren vertreiben sollte.

Liane erklärte ihm ferner, daß er jeden Tag mindestens eine Stunde spazieren laufen müsse, um frische Luft zu schöpfen; sie verbot ihm, mehr als ein bestimmtes Quantum zu rauchen; sie empfahl ihm, Holz zu hacken oder irgendeine körperliche Betätigung auszuüben. Und Bransen hörte auf sie, wie er einstmals auf Dester gehört hatte.

Einmal kam Liane mit einem Tapezierer an, und der Tapezierer schleppte eine Anzahl von Korbmöbeln und Teppichen zu ihm herauf. Liane schuf in einem Winkel des langen, großen Saales eine „idyllische Ecke“ und rüstigte Bransen ein anerkennendes Lächeln ab. Die riefigen Glaswände wurden mit langen Vorhängen drapiert, so daß man sich vor dem Himmel verschließen konnte. Die „idyllische Ecke“ aber war ein kleines Wunderwerk. Ein golddurchwirktes seidenes Tuch hing über die Tischplatte zum Boden herab, die Sessel waren mit bunten Kissen geschmückt, und eine Stehlampe mit einem großen Schirm spendete dunkelgrünes Licht. Und neben der Lampe stand eine große, wunderschöne Zimmerpflanze. Das ungemütliche Laboratorium, dessen Anblick früher einen Menschen melancholisch machen konnte, zeigte nun ein anderes, freundlicheres Gesicht.

Bransens Arbeit schritt fort; er und seine Mit-

arbeiter waren nun soweit gekommen, daß der unbe- kannte Faktor gewissermaßen mathematisch auszurechnen war. Bransens Hoffnung lag im Silber. Und je mehr er die Geheimnisse des Silbers erforschte, je mehr begann er zu fiebern. Dies Fieber war sein gewöhnlicher Zustand. Seine Laune war ausgezeichnet. Er sah stets heiß und angeregt aus. Sein Kopf saß noch freier auf den Schultern, und diese Schultern waren noch breiter und stärker geworden.

Liane kam jeden Abend pünktlich um sechs Uhr bei Bransen an, und Bransen erstattete ihr mit fast pedantischer Gewissenhaftigkeit Bericht. Er drückte sie in den Sessel nieder und dozierte: „Es ist etwas Wunderbares um das Silber. Genau so, wie kein Mensch prophezeien kann, was für Werte wir einmal aus der Luft greifen können, ist es unbestimmbar, was alles im Silber liegt. Gott hat die Natur kompliziert gestaltet, aber nicht so kompliziert, daß wir nicht doch hinter sein Geheimnis kommen könnten.“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Liane nachdenklich, „mir scheint immer, daß der Mensch nur ein Staubkorn ist und ebenso Tier wie die Wesen, die um uns leben.“

„Sagen Sie das nicht,“ ereiferte sich Bransen mit brennendem Gesicht. „Der Mensch ist ganz gewiß kein Staubkorn. Der Mensch besitzt eine geheimnisvolle Kraft, Intelligenz, die ihn von allen anderen Wesen unterscheidet. Wir tun Gott Unrecht, wenn wir behaupten, er habe uns stiefmütterlich auf die Welt geschickt.“

Sie sitzen nun und schweigen sehr lange.

„Wollen wir Licht machen?“ fragte Bransen.

Liane nickt, ganz unmerklich. Bransen erhebt sich und streift an ihr vorüber. Da ergreift sie seine Hand. Und Bransen beugt sich plötzlich zu ihr nieder, und seine Lippen berühren die ihren. Im nächsten Augenblick fährt Liane zurück. Sie stößt einen kleinen, ersticken Schrei aus, der wie ein Schrei um Hilfe klingt, steht auf, verharrt eine Weile regungslos und verschwindet im Dunkel. Eine Tür geht.

Und Bransen regt sich nicht; er steht wie versteinert da und fühlt sein Herz klopfen . . .

Dann fand er sich zurecht. Er entdeckte plötzlich einen Stern auf dem Vorhang und schaltete Licht ein. Da verschwand der Stern.

Liane kam drei Tage nicht. Bransen arbeitete am Tage wie rasend und erschien plötzlich wie ein Gespenst in der Anatomie. „So geht es nicht,“ schrie er ganz außer sich. „Wir müssen das Silber in diesem Monat noch bezwingen!“ Blom und Tribourdeaur sahen ihn stumm an.

Am vierten Tage kam Liane wieder, Punkt sechs. Sie tat, als wenn nichts gewesen wäre, aber als sie ging, sagte sie: „Wir wollen nie wieder Dummheiten machen, Christian.“

Bloms größter Fehler, seine Geistesabwesenheit, wenn er nicht gerade vor der Arbeit saß, wurde ihm eines Tages fast zum Verhängnis. Blom war derartig zerstreut, daß er nicht wußte, was für Wetter war, wenn er schon den Weg zur Anatomie hinter sich hatte. Was für ein Datum der laufende Tag trug, wußte er nie; fragte man ihn nach dem Monat, so konnte er nur selten Auskunft geben. Tribourdeaur hatte ihn einmal nach der Zeit gefragt, und darauf soll Blom geantwortet haben (behauptet der Franzose): „Herr Tribourdeaur, ich bitte Sie, sich nicht in meine privaten Angelegenheiten einzumischen!“

Leute, die Blom nicht kannten, hielten ihn für einen asketischen Träumer; Blom war aber gerade das Gegenteil. Man mußte sich Blom ansehen, wenn er mit leicht gekrümmtem Rücken in seine Arbeit versunken war! Sein ganzer Körper war schlaff und gelöst wie im Schlaf, aber seine sonst verschleierte Augen sprangen ihm förmlich aus dem Kopf heraus. Bloms Zerstreutheit war nichts weiter als Konzentration auf seine Arbeit. Andere

Menschen haben ihre täglichen Arbeitsstunden, Blom hörte aber nie auf zu arbeiten! Er arbeitete im Wachen wie im Schlafen. Er arbeitete andauernd. Und er hatte einmal den famosen Satz geprägt: „Menschen, die für ihre Mahlzeiten über zehn Minuten gebrauchen, sind Faulenzer!“ Bei alledem war er pünktlicher als die Uhr, er war ein Mensch, nach dem man die Uhr stellen konnte.

Blom war menschenscheu und ging allen Bekanntschaften geflistentlich aus dem Wege. Seine Beschäftigung mit großen, gewaltigen Problemen ließ ihm alles albern erscheinen, was menschlich war. Er haßte das Persönliche im Leben. Frauen und Geld waren ihm gleichgültig; er nahm von beidem nicht mehr Besitz, als unbedingt nötig war.

(Fortsetzung folgt.)

In der Straßenbahn.

Von Georg Grabenhorst.

Sie steht mir gegenüber. Auf irgend einer Station ist sie eingestiegen. Ich bemerkte sie erst an ihren weißen Handschuhen. An ihren schmalen Kinderhänden. Sie hat einen Mund wie die Madonnen des Fra Lippo Lippi. Ihre Augen sind blau. Ich finde, daß sie sehr klein sind. Sie haben gar keine Wimpern. Keine Brauen. Es ist ganz rührend, wie zart und rosig ihre Haut durchscheint.

Sie blickt mich an. Immer wieder. Ich möchte ihrem Blick standhalten. Ich möchte sie einmal ruhig betrachten, ganz ruhig und aufmerksam, wie ein Bild. Ihre Blicke schüchtern mich ein. Es gelingt mir nicht.

Ich weiche ihren Augen aus. Ich mache ein ernstes, unbetheiltes Gesicht. Autos fahren vorüber, überholen uns, warten an den Haltestellen. Radfahrer, Lastwagen, Kindermädchen, Firmenschüler, alles, was uns begegnet, was an der Straßenbahn vorbeifliegt, betrachte ich. Ich tue so. Ich bemühe mich, den Anschein zu erwecken, daß ich ihre Augen, ihre Blicke und ihre schmalen Hände nicht bemerke.

Ich bin ein wenig geübt darin, Gleichgültigkeit vorzutäuschen, abgewandt zu erscheinen und beschäftigt. Ich spüre indessen nicht weniger stark die Verbindung unserer Gegenwart, unseres Gegenüber, den eigentümlichen Zwang ihrer Blicke. Es passiert mir, daß ich ihm nahegehe, daß ich plötzlich, unerwartet, unmerklich herausgleite aus meiner Disziplin, daß ich ihren Augen begegne, nicht daran vorbei kann, darüber stürze. Jedesmal schreie ich zusammen. Dieses Erschrecken, diese jähe Fortkehr erschüttert mich. Ich starre wieder auf die vorbeifahrenden Autos. Ich mache ein ernstes, unbetheiltes Gesicht. Von dem ich weiß, daß sie es unauffällig betrachtet.

Eine seltsame Beklemmung überkommt mich. Ich wehre mich. Ich finde es abgeschmackt, so empfindsam zu sein. Ich finde es höchst albern, die Blicke eines jungen Mädchens, das zufällig auf der Straßenbahn mir gegenübersteht, blaue Augen hat wie jedes andere, an der soundsovielten Haltestelle wieder aussteigt und nicht mehr da ist. Das ich nicht kenne und nicht wieder erkennen werde. Das seinen Weg geht, der nichts mit meinem zu tun hat, irgend einen der Millionen Wege, irgend wohin. Was bedrückt mich? Warum quält mich ihr Blick? Was ist dieser geheimnisvolle Strom zwischen uns, den ich fühle, aus dem ich mich nicht befreien kann? Warum werde ich traurig? Bin ich wieder achtzehn Jahre? Was will diese plötzliche, schwermütige Zärtlichkeit in mir, dieses Verlangen, dem fremden Mädchen übers Haar zu streichen, ihm ein Wort zu sagen, ihm zuzunicken, ihm zuzulächeln? Was will diese Flut der Gefühle?

Ich spüre, wie meine Unruhe magnetisch auf sie übergreift. Ich will es verhindern. Ich stemme mich dagegen. Ich unterbinde. Ich denke nichts. Ich lasse es für Augenblicke ganz leer in mir. Ohne Gebanke. Ohne Richtung. Nur Wille.

Dann entfällt mir alles. Ihre Augen fliegen darüber hinweg. Warum siehst du mich an? Warum lassen mich deine Augen nicht los? Was suchst du? Was erwartest du? Was erschreckt dich? Was zieht dich an? Was zwingt dich?

Es ist nicht gut, in meine Augen zu blicken. Ich weiß, daß es nicht gut ist. Ich weiß, daß du erschrecken mußt. Ich kann meinen Blick nicht anders machen. Ich habe ihn nicht in der Hand. Er gehört mir nicht mehr. Ich habe ihn verloren an die Dinge dieser Welt, und diese Dinge sind nicht gut.

Ah, vielleicht sind sie doch gut! Du darfst nicht gleich Angst haben. Du darfst dich nicht fürchten. Vielleicht sind sie doch gut, und nur meine Augen sind müde geworden und bitter. Du mußt Vertrauen haben. Du darfst dich nicht einschüchtern lassen. Du mußt es glauben. Die Dinge sind einfach und gut.

Wilde mich nicht mehr an. Ich sage dir, daß es nicht gut ist. Ich kenne meine Augen. Sie sind krank. Sie sind voll Fieber. Sie brennen von ihren unsäglichen Bildern. Von ihren unsäglichen Schmerzen. Sie können nicht mehr lächeln. Sie liegen dumpf, abgewandt, müde des Leidens, müde des Lebens, müde der namenlosen Verwirrung aller Dinge. Wlicke sie nicht an! Sie sind sehr krank, dein Blick beängstigt sie. Laß sie allein.

Glaube: die Dinge sind einfach und gut. Du darfst nicht mißtrauisch sein. Du darfst nicht um sie herumgehen wollen. Du

darfst sie nicht von allen Seiten sehen wollen. Laß sie gewahren. Sei zufrieden mit dem Anblick, das sie dir zuehren. Leute nicht daran herum. Lerne es lieben. Lerne sehen, wie gut und einfach es ist. Du mußt nicht hindurchsehen wollen. Es verliert seinen Glanz. Du mußt es lieben in seiner Einfachheit. In seiner Eindeutigkeit.

Du darfst mich nicht anblicken! Ich bitte dich darum!

So rede ich lautlos zu ihr. Ich beschwöre sie. Ich richte meine ganze Kraft auf sie. Eine strömende, hinreichende Zärtlichkeit hat mich gepackt. Ich schüttele mich aus vor ihr. Mein ganzes Wesen streichelt über ihre schmalen Kinderhände.

Ihr Blick flüchtet zum letztenmal. Die Straßenbahn hält an. Sie steigt aus. Sie sieht sich nicht um. Als die Bahn schon wieder fährt, sehe ich sie noch einmal, durch die vorbeifahrenden Autos, durch das Gewoge der eiligen, hastenden Menschen hindurch, unter den hundert fremden, unbekanntem Gesichtern das ihre, nur eine Sekunde, dann ist es untergetaucht, wie eine leuchtende Schaumkrone zerprungen über der formwogenden Flut.

Warum steht es noch immer vor mir? Warum komme ich nicht los davon? Warum quäle ich mich?

Wie einsam ist eine Seele vor der anderen, wie einsam, wie hilflos und ohnmächtig in aller Bereitschaft und Demut!

Der Zufall als der größte Entdecker und Erfinder.

Betrachten wir die Geschichte der wichtigen Entdeckungen und Erfindungen, so erkennen wir staunend, ein wie geringfügiger Zufall oft zu völligen Umwälzungen geführt hat. Allerdings dürfen wir dabei nicht übersehen, daß der Mensch, dem dieser Zufall begegnete, über ein außerordentlich geschärftes Beobachtungsvermögen verfügt und Logik und Scharfbild genug besitzt, um die ganze Tragweite eines einzelnen, oft unbedeutenden Ereignisses zu erkennen. Sonst wären wir ja alle miteinander Erfinder und Entdecker, denn einem jeden von uns geschehen minütlich Dinge, aus denen ein Genie neue Lehren schöpft, neue Tatsachen ableitet, neue Einrichtungen kombiniert. Denn wie oft haben wir alle nicht in einem Garten gesessen und haben den Apfel vom Baum fallen sehen — und doch mußte erst ein Newton kommen, um aus diesem alltäglichen Geschehnis das Gesetz der Schwerkraft herzuleiten, das die Grundlage für den Mechanismus der Welten, für die Bewegung der Planeten und die gegenseitige Anziehung und Abstoßung der Moleküle geworden ist.

Die Menschheit, wie sie nun einmal beschaffen, pflegt gegen diese großen Entdecker zunächst Front zu machen, sie entweder zu belächeln oder anzugreifen, je nach dem Grade der Wichtigkeit der Entdeckung. Dafür sind geschichtlich sehr viele Beispiele anzuführen. Einen besonders schwierigen Standpunkt hatten diese Bahnbrecher neuer Ideen zur Zeit der Renaissance und Reformation, als auf allen Gebieten ein verstockter Autoritätsglaube herrschte. Wie man buchstabengläubig an die Heilige Schrift glaubte, „glaubte“ man auch an die medizinische Bibel, die der griechische Arzt Galenus etwa um das Jahr 200 n. Chr. zusammengestellt hatte, indem er in einer Reihe von Schriften die Weisheiten der Antike in bezug auf medizinische Fragen, vor allem das Wissen des größten Arztes des Altertums, des Hippokrates, sammelte. Tausend Jahre lang wagte niemand diese medizinische Bibel des Galenus anzutasten. Erst die medizinischen Genies der Renaissance erkühnten sich, selber die Natur um sie her zu beobachten, und kamen durch diese eigenen Beobachtungen zur Entdeckung der vielen Irrtümer der Galenusschen Bibel, die u. a. behauptete, daß nur die Blutadern Blut enthielten, während die Pulsadern mit Luft gefüllt wären. Auf dieser falschen Auffassung basierte ihre ganze Krankheitslehre! (Nach der man ein Jahrtausend lang Menschen behandelt hatte!) William Harvey entdeckte durch eigene Beobachtungen, nur durch scharfes Achtgeben, den Kreislauf des Blutes im Menschenkörper. Damit brach der ganze stolze tausendjährige Bau zusammen. Zu denen, die ebenfalls gegen die Irrlehren der Galenusschen Bibel kämpften, gehörte der Belgier Andreas Vesalius, der deshalb den schlimmsten Anfeindungen ausgesetzt und als wahnsinnig bezeichnet wurde, während heute seine Feststellungen allgemein als genial angesehen werden.

Sehr viel Gelächter erregte auch der holländische Türhüter Anthony van Leeuwenhoek in Delft, der gegen Mitte des 17. Jahrhunderts das Mikroskop entdeckte und so seltsame Dinge dadurch sah, wie nie vor ihm ein Mensch gesehen hatte. Er konstruierte selber seine Linsen und betrachtete durch sie alles, was er irgendwie bekommen konnte. Eines Tages nahm er einen Tropfen klares Regenwasser unter seine Linse! Und in diesem klaren Tropfen fand er eine ganze Welt von Geschöpfen, die lehten, sich vermehren, kämpfen und starben, die aber bis dahin nie ein Mensch erkannt, geahnt hatte! Dieser Mann, den die Mitwelt auslachte, weil er allen möglichen Schmutz unter seine Linse nahm, war der erste Entdecker der Bakterien. Nachdem er sie im klaren Wassertropfen gesehen, fand er sie von da an überall, auf seinem Körper, in seinem Munde, in seinen Excrementen. Er suchte nach Bakterien zwischen seinen Zähnen und schilderte sie in lustigen, vollständig gehaltenen Briefen der Akademie der Wissenschaften in London. Eines Tages, als er wieder nach Bakterien suchte, fand er keine zwischen seinen Zähnen. Er überlegte, daß das seinen Grund darin haben müsse, daß er soeben heißen Kaffee getrunken hätte. Er stellte nun entsprechende Versuche an und entdeckte dabei, daß wirklich die Hitze die Bakterien tötete, eine Erkenntnis, die erst 200 Jahre später in der Form der modernen Aseptik neu entdeckt wurde, und zwar durch den Hamburger Robert Koch, der auf die gleiche Weise wie Leeuwenhoek

die Bakterien entdeckte, nur indem er alles durch ein Mikroskop betrachtete, das seine Frau ihm zum Geburtstag schenkte. Eines Tages nahm er das Blut einer Kuh, die an Milzbrand gestorben war, unter sein Mikroskop und entdeckte in diesem Blut kleine, kurze Stäbe, — die Milzbrandbakterien. Er überführte diese Bakterien auf gesunde Tiere, die sofort an Milzbrand erkrankten. Es war also ein lückenloser Nachweis geführt, daß es sich bei diesen Stäbchen wirklich um Milzbrandbakterien handelte.

Auch die Bodenimpfung wurde durch einen Zufall entdeckt. Die Frau des englischen Gesandten in Konstantinopel, Lady Montague, berichtete im Jahre 1717, als sie nach London zurückkehrte, von einer Methode, den Ausbruch der Pocken zu verhüten. Diese Methode, die in Konstantinopel von einer alten Frau ausgeübt wurde, bestand darin, daß man aus den Blasen eines Pockenkranken Pockengift nahm und es einem gesunden Individuum unter die Haut spritzte. Dieses bekam dann immer nur eine ganz leichte Pockenerkrankung und war damit für neue Ansteckung unempfindlich. Lady Montague hatte von dieser Methode einen so starken Eindruck bekommen, daß sie auf diese Weise einige Jahre später ihre eigene Tochter impfen ließ. Und da hierbei ein äußerst günstiges Resultat erzielt wurde, fand die Pockenimpfung große Verbreitung in England, wie auch in Frankreich und Amerika. Gewußt hatte man schon immer um diese Methode, die seit langen Zeiten in China und Indien, in Persien und Griechenland in Gebrauch war, — nur hatte niemand in Europa die praktischen Schlussfolgerungen daraus gezogen. Die heute übliche Pockenimpfung weicht von der früheren Methode insofern ab, als nicht das Pockengift von einem pockenkranken Menschen, sondern von einer pockenkranken Kuh dem Gesunden eingeimpft wird, wodurch das Experiment ungefährlich wird. Auch diese Methode war im Orient schon in alten Zeiten bekannt, mußte aber in Europa erst neu entdeckt werden.

Auch die Erfindung des Stetoscops, dieses unentbehrliche Hilfsmittel bei Untersuchung von Lunge und Herz, ist einem Zufall zu verdanken. Der französische Arzt Laennec sah eines Tages auf der Straße einem lustigen Spiel von Kindern zu. Auf der Straße lagen Balken, und die Kinder vergnügten sich nun damit, mit einer Stecknadel gegen die Balken zu klopfen oder darauf zu treten, während die andern Kinder am andern Ende des Balkens das Ohr an das Holz drückten. Laennec sagte sich, daß diese Balken den Ton verstärken müßten und bediente sich von nun an dieser Methode bei seinen Untersuchungen. Bald wurde daraufhin das Stetoskop erfunden.

Der Dilettantallide.

Eine Konsultation von Hans Natonek.

Ein junger Mensch, der mit zwanzig Jahren schon erstaunlich gute Poesien hervorgebracht hatte, fühlte sich innerlich leer und konstatierte schon seit längerer Zeit ein Schwinden seiner dichterischen Kräfte.

Da beschloß er, sein Leid dem bedeutenden Dichter S. zu beichten. Er glaubte, daß er sich keinem Geeigneteren anvertrauen könnte, denn S. war nicht nur ein erfolgreicher Dichter, sondern auch ein geschätzter Arzt und Psychoanalytiker.

„Meister“, begann der junge Mensch, „ich habe das Glück des Schaffens in vollen Zügen genossen, und viele Menschen glaubten an mein Dichtertum. Nun ist seit einem Jahr alles in mir verfliegt. Nichts regt sich mehr und drängt zum Worte. Eine Stummheit, Starr und hartnäckig, hat sich auf meinen Mund gelegt. Ist es denkbar, daß ein Schicksal so grauam ist, einen Menschen göttlich zu beschenken, um ihn dann höhnisch zu offenbaren, dies Geschenk sei nur eine Leihgabe gewesen?“

Der erfolgreiche Dichter strich seinen Bart und prüfte den erregten Jüngling mit einem langen Blick.

„Es ist allerdings denkbar —“, sagte er und strich wieder seinen Bart und sah den Jüngling noch tiefer an und schwieg.

Dieser aber, ohne abzuwarten, was jenem denkbar sei, sprach bewegt weiter: „Und ich habe es doch genossen, wie süß es ist, und ich kann in einer Welt nicht leben, in der ich nicht dichte! Dichtend ward mir das Bewußtsein der Welt, und ich verliere es, ich verliere mich, wenn mir die Gabe nicht wiederkehrt, die mir in meinem Echo Kunde gibt von dem süßen Lärm der Welt. Großer Meister, meine leere bezweifelnde Seele schüttele ich vor Ihnen aus! Gibt es nicht Arzt und Heilung auch für Krankheit dieser Art? Blut, das stockt, ist wieder in Kreislauf zu bringen. Der Leib kann purgiert werden — und die Seele nicht?“

Gegen die Unfruchtbarkeit ist nur ein einziges Präventivmittel gewachsen, das die Sterilität eben nicht hervorbringen kann. Was sie heilen könnte, müßte aus ihr selber kommen, — aber aus ihr kommt ja nichts, dachte der Dichter. Laut aber sagte er: „Haben Sie ein Gefühl, eine Ahnung, auf welches Erlebnis dieses Verstummen, diese Hartnäckigkeit der Seele zurückzuführen sein könnte?“

Der junge Mann schüttelte den Kopf.

„Hatten Sie, als Sie zu dichten begannen, schon geliebt, — verstehen Sie mich recht: empirisch geliebt, oder, wie man auch sagt, glücklich geliebt?“

„Nein,“ antwortete der junge Mensch, und eine ungewisse Angst schnürte ihm die Kehle zu.

Ein leises, wissendes Lächeln ging unmerklich über das Gesicht des erfolgreichen Dichters, das in diesem Augenblick ganz ärztlich ausah, so, als ob darin stünde: Um, da hat man's ja, — ich hab' ja gleich auf Mierenenzündung diagnostiziert.

„Und wann haben Sie zum ersten Mal die Frau gekostet?“
 „Vor einem Jahr etwa,“ brachte der junge Mann stockend vor.
 „Und seitdem —?“
 „Und seitdem . . .!“ Der junge Mann verhüllte sein Haupt.

„Vis poetica sexualis, Pubertätsbildung,“ murmelte der Dichter. „Eine ziemlich häufige Erscheinung.“
 „O, grauenvoll! So war alles, was mir so köstlich schien, nur ein Phantom der Geschlechtlichkeit?“
 „Wenn Sie wollen, ja; besser klingt: eine Schöpfung der Sehnsucht. Sehnsucht und Pubertät sind ja wesensverwandt.“
 „Und kann es nicht wiederkehren, wenn ich sehnsüchtig werde, wie einst? Ich will das Weib meiden wie Gift.“

„Zumindest ist es zweifelhaft, ob ein so einmaliger Zustand sich wieder herstellen läßt. Das Ereignis der Pubertät hat den Quell geöffnet, es hat ihn aber auch wieder zugeschüttet. Es ist bekannt, daß der Ausbruch eines Vulkans mit dem Verfliegen einer heißen Quelle im Zusammenhang stehen kann.“

„Aber jeder Dichter hat den Ausbruch seiner Pubertät erlebt und blieb doch Dichter, blieb es erst recht!“

„Ja, aber wahrscheinlich hat er sich seine Pubertät bewahrt!“
 Der junge Mensch stöhnte: „Wenn meine Seele sich nur völlig ernüchtern wolle und vergessen könnte, daß sie die hohe Gabe einst besaß! Nie, nie werde ich aufhören, um mein verlorenes Dichtertum zu klagen, nie aufhören, unsäglich zu leiden, daß ich es verlor.“

Da faßte der Dichter in seinem Mitleid einen neuen Entschluß. „Sie sind bereit, zu leiden, junger Freund? Dann allerdings ändert sich meine Diagnose. Denn Dichten ist nicht nur: sagen können, was man leidet, sondern vor allem: Leiden können. Sie haben berechnigte Aussicht, wieder sehnsüchtig zu werden, das heißt Dichter zu werden. Die ärztliche Seelenkunst ist heute so weit, erkrankten Dichterseelen — das sind solche, die plötzlich zu gesund und normal geworden sind — eine tüchtige Neurose zu verschreiben.“

„Ich will leiden!“
 „Nun Sie das, junger Freund, und Sie werden Ihre poetische Kraft wiederfinden.“

Und der junge Mensch ging mit neuer Hoffnung.

Der erfolgreiche Dichter aber lächelte im Bewußtsein einer guten Tat. Ein hoffnungsloser Fall, dachte er, aber ich habe ihm das Leiden suggeriert, und das wird ihm das Leben erträglich und poetisch machen. Sterbenden ermöglicht man ein sanftes Hinüberschlummern. Solchen Menschen mit Dichtersehnsucht ohne Dichterkraft muß man eine Injektion „Dichterleid“ geben. Enthusiasmus für verschüttete Dichterseelen. Ein Dilettant mehr. Ein Dilettantallide.

Aus aller Welt.

Moderne Meghpter. 5000 Mitglieder einer philosophischen Sekte in Kalifornien wollen nach Telex-Amarna am Nil übersiedeln, um dort das Leben der Meghpter um die Zeit 1800 v. Chr. zu führen. Sie wollen auch die damalige Kleidung tragen und nach den Gesetzen des damaligen Herrschers leben.

Wann wurde zuerst gewürfelt? Durch alle Jahrhunderte hindurch hat die Menschheit gewürfelt. Würfel findet man schon auf ägyptischen Monumenten abgebildet. Man fand sie auch unter den Trümmern des alten Theben. Man sagt, daß Palamedes, einer der Helden, die um 1244 vor Christus gegen Troja zogen, so wie wir sie kennen, gebraucht habe. Doch lange vorher wurde schon mit nummerierten Kubussen gespielt. Uebrigens braucht man nur das erste beste Werk eines alten griechischen oder römischen Schriftstellers zu lesen, um zu merken, daß das Würfelspiel damals große Anhängererschaft besaß.

Vom Fisch zur Perle. Die künstlichen Perlen, die in der gegenwärtigen Mode eine so große Rolle spielen, verdanken ihre Schönheit nicht etwa einer chemischen Substanz, sondern einem kleinen, 10 bis 20 Zentimeter langen Fischchen, der Melei (Alburnus lucidus), dessen Körper mit wunderbar glänzenden Silberschuppen bedeckt ist. Diesen Silberglanz, der von den in den Schuppen enthaltenen Guaninkristallen herrührt, kann man nun, wenn man die Schuppen der Melei in Ammoniakflüssigkeit kocht, herausziehen, und erhält dann die sogenannte Perlenessenz, eine silberglänzende Masse, welche den Kunstperlen ihren Naturglanz verleiht. Je nach der Art der Perle wird entweder die hohle, dünne Glasperle innen mit der Essenz belegt, oder man überzieht leichte Gipskugeln äußerlich mit der silberglänzenden Essenz.

Fröhliche Ecke.

In Nöten. Richter: „Waren Sie früher schon jemals in Not?“ — Angeklagter: „Nun . . . ja . . .!“ Ich hatte mal ein Leihbibliothekbuch zu lange behalten und mußte eine Strafe von 30 Pfennigen bezahlen.“

Kein Vergnügen. Mann: „Aber in letzter Zeit hast du doch wirklich genug Vergnügen gehabt! Du warst doch auf einem Ball, einer Ausstellung und einem Konzert?“ — Frau: „Ja, aber ein Vergnügen war es nicht, denn du warst dabei!“

Verantwortlich: Hauptchriftleiter Robert Styra, Poznan.